

tersucht anhand von fünf Beispielen (Sautens, Völs, Fügen, Kundl, St. Johann in Tirol) die in erster Linie durch die wirtschaftlichen Voraussetzungen geprägten Möglichkeiten der Ansiedlung von Seldnern oder Häuslern und deren Auswirkungen auf das Siedlungsbild (S. 227–239). Es folgt ein, die Ergebnisse seiner Salzburger Diplomarbeit zusammenfassender historischer Abriss von Manfred Thaler über Ziele, Motive und Praxis von Wallfahrten und Bittgängen in der Gemeinde Thiersee bis in die Gegenwart (S. 242–249). Michael Gehler ediert bislang unveröffentlichte Tagebuchaufzeichnungen Eduard Reut-Nicolussis, die seine Flucht aus Südtirol von Partschins nach Norden auf Ausweichrouten vielfach abseits aller Wege über Halsl-Joch, Andelsboden und Langtaler Joch (Staatsgrenze) nach Gurgl schildern (S. 252–259, mit einem Nachwort und einer Kartenbeilage von Fridolin Dörrer). Dem knapp 20 Seiten starken Besprechungsstück (22 Rezensionen von aktuellen Veröffentlichungen mit Tirol-Bezug) nachgereiht finden sich in 13. Folge Begleittexte zum Tirol-Atlas (insgesamt 11 Erläuterungen), auf die an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann.

Das unterschiedliche Niveau und das breite Themenspektrum der Beiträge machen ein abschließendes Gesamturteil nicht einfach. Bei einigen Beiträgen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sie durchaus etwas kürzer, etwa in Form einer Miscellane hätten ausfallen dürfen; dies betrifft in erster Linie die Berichte über archäologische bzw. archivalische Funde (Müller/Nicolussi, Hölzl, Baum,

Naupp). Es mutet überhaupt seltsam an, daß eine Zeitschrift, von der man erwarten darf, daß sie den aktuellen Forschungsstand reflektiert, in ihrem Hauptteil weitgehend auf Berichte über mehr oder weniger zufällig entdeckte Einzelfunde angewiesen ist. Positiv hervorzuheben ist in jedem Fall die Tatsache, daß die Herausgeber auch jungen Wissenschaftlern die Möglichkeit geben, Ergebnisse ihrer Abschlussarbeiten einem größeren Publikum vorzustellen (Ertl, Thaler). Eine noch stärkere Berücksichtigung solcher Beiträge wäre angesichts der auch an der Universität Innsbruck steigenden Zahl von eingereichten Diplomarbeiten sicherlich ein Desiderat. Vielleicht ließe sich auf diese Weise der in der Tiroler Historiographie oft festzustellenden mangelnden Einbindung anderer regionaler bzw. überregionaler Forschungsergebnisse etwas entgegenwirken.

*Harald Toniatti*

---

Erika Kustatscher, Die Deutschordenspfarre Sarnthein.

*(Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens Bd. 54)*

*Lana: Tappeiner Verlag/Marburg; N. G. Elwert Verlag, 1996; 750 S., 37 Abb.*

Zum 600-Jahre-Jubiläum der Inkorporation der Südtiroler Pfarre Sarnthein in den Deutschen Orden legt Erika Kustatscher eine breit angelegte und ausführlich recherchierte Mikrostudie dieser Pfarre über den Zeitraum von 1211 bis 1989 vor: Sie steckt zunächst den physischen, politischen und wirt-

schaftlichen Rahmen ab, gibt Informationen über die kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Voraussetzungen, um sich dann auf die Charakterisierung der Pfarre zu konzentrieren. Nach der Beschreibung der Pfründe, der Kirche und ihrer Filialen geht sie auf die verschiedenen Aspekte der Seelsorge, des religiösen Lebens in seinen äußeren Erscheinungsformen ein und untersucht das Verhältnis von Anspruch und Wirklichkeit in der Seelsorge der Pfarre seit dem Spätmittelalter. Im Anhang werden die verfügbaren Daten der Lebensläufe der Pfarrer bzw. Pfarrverwalter, der Kooperatoren und Supernumerarii, der Benefiziaten und Expositi, die in der Pfarre tätig waren, aufgelistet, ferner die der aus der Pfarre stammenden Priester, Ordensbrüder und -schwestern. Zwei Tabellen geben eine Übersicht über die Darlehen der Pfarrkirche, der Bruderschaften, des Almosensäckls, der Benefizien und des Prechensteinerschen Stipendiats. Insgesamt handelt es sich um eine detaillierte, thematisch gut gegliederte, innerhalb der Kapitel jeweils chronologisch angelegte Studie, die offenbar alles zur gewählten Thematik verfügbare Quellen- und Literaturmaterial verwertet hat und auch für den interessierten Laien eine anregende und informative Lektüre darstellt.

Wohl nicht für diese Zielgruppe gedacht ist die Einleitung des Bandes, in der Erika Kustatscher ihre Standortbestimmung als Wissenschaftlerin gibt und die sehr stark von weltanschaulichen bzw. theologischen Betrachtungen getragen ist. Die Autorin kritisiert den Geist der Aufklärung, der die Zuversicht geweckt habe, es sei eine vernünftige

Menschheit zu konstruieren, und mißbilligt ebenso „manche der sog. kritischen Katholiken“, welche „die Kirche am liebsten ganz neu entwerfen“ wollen, „in überheblicher Naivität unterschwellig davon ausgehend, daß der Mensch zur Vollendung seines Wesens im Diesseits fähig sei.“ (S. 1) Sie beklagt den im Rahmen der als Modernisierungsprozeß beschriebenen Entwicklungen eingetretenen Verlust von Ganzheitlichkeit, von religiösen und daher auch transzendenten Bindungen und stellt (zu Recht) fest, daß rationalistische Modelle nicht für alle Lebensbereiche Bewältigungsstrategien anbieten könnten, daß historische Arbeiten, das mit ihnen verknüpfte Sich-Besinnen auf die Wurzeln, auf das je Eigene für die Menschen identitätsstiftend wirke, sie resistenter mache gegen „unhistorische Einheitskulturen“. Doch dürften diese von Kustatscher angesprochenen unhistorischen Einheitskulturen nicht – wie von ihr behauptet – von der Verwissenschaftlichung zahlreicher Lebensbereiche hervorgerufen werden, sondern doch vielmehr von wirtschaftsimperialistischen Vorgehensweisen (s. „Coca-Colonisation“).

Auch für die Kirchengeschichte sieht Kustatscher die Aufgabe darin, spezifische Herkunftsbedingungen aufzuzeigen, mit dem Anspruch, daß diese neben ihrer jeweiligen „Zufälligkeit“ auch den Charakter der Unumgänglichkeit besitzen und daher in der Gegenwart „maßlose Haltungen“ verhindern helfen könnten. Das Aufzeigen wertvoller Traditionen und Kontinuitäten solle dem „Zerfließen ins Wesenlose“ vorbeugen. Bei dieser historischen Arbeit müsse allerdings die Unterschei-

dung zwischen der echten, „vom Herrn kommenden Tradition“ und den wandelbaren menschlichen Satzungen und Gewohnheiten gelingen – ein Unterfangen, das doch eher schwierig sein dürfte, da bekanntlich Historiker immer nur mit von Menschen produzierten Quellen arbeiten können.

Kustatscher strebt also nicht die Betrachtung einzelner Segmente der Gesellschaft, singulärer Rollen oder Funktionen des Menschen an, sie sieht den Menschen vielmehr als Totalität, will ihm in seiner Ganzheit gerecht werden und geht daher (?) auch von einer universellen Geltung der Religion aus. Die in diesem Zusammenhang angeführte Behauptung „Weltliches und Geistliches bildeten bis weit in die Neuzeit hinein eine untrennbare Einheit.“ (S. 3) ist in dieser Plakativität allerdings einfach und schlicht unrichtig. Nicht zu bestreiten ist, daß die Religion und ihre institutionalisierten Formen für die dörflichen Lebenswirklichkeiten bis weit ins 20. Jahrhundert hinein eine wichtige Rolle spielten, der herkömmliche Glaube quasi einen „gesetzlichen Zug“ erhielt. Doch gerade dieser von Kustatscher verwendete Begriff verweist auf die von ihr nicht mehr erwähnten Dimensionen: Gesetze können bewußt und engagiert mit Leben erfüllt oder aber halbherzig, gewohnheitsmäßig, gedankenlos eingehalten werden; sie können übertreten, nicht beachtet oder vergessen werden. Und diese Aspekte sind auch für den Umgang mit und die Wirkung von Religion in dörflichen Lebenswelten in Rechnung zu stellen!

Wie mit Aussagen wie „In gebirgigen Regionen bäuerlicher Prägung wie Tirol kam der Kirche selbst die isolier-

te Lage vieler Dörfer zugute, weil sie hier in besonderem Grad eine nachhaltige Formung der Menschen in ihrem Sinn erreichen konnte. Die Einheitlichkeit der Landseelsorge schuf wenig Raum für individuelle Frömmigkeit, weswegen sogar bestimmten Erscheinungsformen zivilisatorischer Rückständigkeit, wie sie um 1600 etwa Hippolyt Guarinoni sehr plastisch darstellte, positive Aspekte abgewonnen werden konnten, weil sie vor intellektuellem Zweifel und Verweltlichung schützte.“ (S. 4) umgegangen werden soll, ist der Rezensentin nicht klar, noch weniger, wo hierbei die in Tirol entstehenden Täufer- und Protestantengemeinden eingeordnet werden sollen. Und es stellt sich ihr auch die Frage, ob die Kirche in den letzten Jahrzehnten wirklich nur deswegen an Einfluß verloren hat, weil „die durch sie mitbefriedigten sozialen Bedürfnisse anderweitig gedeckt werden konnten“ (S. 4), weil sie im Prozeß der Modernisierung zu einer sozialen Institution unter anderen wurde (S. 5) oder nicht auch deshalb, weil die Vertreter der Institution Kirche auf die gegenwärtigen Probleme der Menschen zu wenig eingehen, ihre eigenen Standpunkte einfrieren und, man verzeihe einer kritischen Beobachterin das Wort, äußerst doktrinär agieren.

Im zweiten Teil der Einleitung behandelt Kustatscher unter der Überschrift „Disziplinäre Zuordnung“ zunächst ihren methodischen Zugang: Sie entscheidet sich für ein hermeneutisches Verfahren, im speziellen für die theologische Hermeneutik, da dabei das Einzelne als vermittelndes Material zur stückweisen Erfassung des Ganzen

des Weltgeschehens diene. Dies erscheint Kustatscher deshalb wichtig, da man dann erkennen könne, was in der Vergangenheit Zukunft hatte und daher die uns bevorstehende Zukunft weniger bedrohlich wirke. Sodann referiert sie Stellungnahmen verschiedener Theologen und weniger Historiker zur Berechtigung eines heilsgeschichtlichen Ansatzes in der Kirchengeschichte mit Schwerpunkt auf Mitte der 1950er Jahre erschienenen Publikationen, speziell der „Theologie der Geschichte“ Hans Urs v. Balthasars. (Kustatschers eigene Meinung hierzu ist in diesem Abschnitt nicht ersichtlich, doch darf man wohl annehmen, daß sie mit den referierten Auffassungen Balthasars und Jedins konform geht, da sie sehr positiv dargestellt und nicht kritisch reflektiert werden). Sodann geht sie kurz auf das breiter werdende Interesse an Kirchengeschichte ab den 1970er Jahren ein, das bedingt sei durch die Forschungsrichtungen Sozial- bzw. Gesellschaftsgeschichte und Historische Anthropologie, und erörtert die unterschiedlichen Perspektiven von „weltlichen“ Wissenschaftlern und Theologen bzw. bekennenden Katholiken. Das von Teilen der Geschichtswissenschaft angestrebte Ideal einer „histoire totale“ scheint Kustatscher die Diskussionsbasis zwischen Kirchengeschichte und Geschichtswissenschaft wieder zu verbreitern. Die Verfasserin selbst schließt sich nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte der Kirchengeschichte in der Nachkriegszeit der Auffassung Konrad Repgens an, die Geschichtswissenschaft beschäftige sich zwar nicht mit Heilsgeschichte, stelle diese aber auch nicht in Frage. Sie könne immer

nur auf Teile abzielen, denn der heilsgeschichtliche Sinn erschließe sich niemandem. Doch fließe in der Geschichtswissenschaft, auch wenn geschichtsphilosophische Grundlagen inzwischen entfallen seien, jeweils ein von vornherein vorhandenes Ensemble von Anschauungen, Werthaltungen und Normen ein. Hier sehe Repgen die Chancen des christlichen, zumal des katholischen Historikers, der die seiner Zunft obliegende Verantwortung in besonderem Grad wahrnehmen könne, „weil er im Bewußtsein der Begrenztheit menschlicher Möglichkeiten der Fragwürdigkeit innerweltlicher Erlösungstheoreme ohnehin ein gesundes Mißtrauen entgegenbringe“, das ihn zu jener Bescheidenheit veranlasse, die als Basis echter Humanität zu gelten habe. (S. 11) In der zitierten Passage dürfte Kustatscher (oder Repgen) ein Fehler unterlaufen sein – der katholische Historiker sollte wohl nicht der Fragwürdigkeit innerweltlicher Erlösungstheoreme Mißtrauen entgegenbringen, sondern der Aufstellung von solchen Theoremen! Außerdem stellt sich der Rezensentin schon die Frage, ob man gleich bekennende/r Christ/in sein muß, um als Wissenschaftler/in verantwortungsbewußt und im Sinne echter Humanität zu arbeiten.

In der Begründung, warum sie sich für die Pfarre als Untersuchungsgegenstand entschieden hat, weist Kustatscher darauf hin, daß es sich bei der Pfarre um eine Organisationsstruktur handele, die vom Mittelalter bis ins beginnende 20. Jahrhundert im wesentlichen dieselben Merkmale aufgewiesen habe. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, v. a. nach dem II. Vatikanum, ha-

be der Pfarrbegriff seine Eindeutigkeit verloren. Die Argumentation ist etwas mühsam nachzuvollziehen, da z. B. in einem einzigen Satz acht (!) Fußnoten, mit acht verschiedenen Literaturangaben enthalten sind (S. 12, Fußnoten 109–116), wie überhaupt die theoretischen und methodischen Überlegungen z. T. eher kompilatorischen Charakter aufweisen. Dann referiert die Autorin die Diskussionen im Umfeld des II. Vatikanums zur begrifflichen und organisatorischen Festlegung der Pfarre sowie die Ansätze der 1970er Jahre, von der Volkskirche zur sog. Gemeindekirche überzugehen, die Abstimmung kirchlicher Organisationen auf die sich inzwischen vollzogen habenden tiefgreifenden Veränderungen in der Gesellschaft und die parallel dazu auftauchenden Widersprüche, die sich gegen „Demokratisierung“ wenden, da Autorität in der Kirche als Repräsentation der Vollmacht Jesu und nicht als Machtübertragung verstanden werden müsse. Schließlich dürfte man sich doch wieder darauf geeinigt haben, daß die Pfarre mit dem Pfarrgottesdienst den Primat beanspruchen könne.

Im letzten Abschnitt der Einleitung, „Erkenntnisinteresse und methodische Bestimmung“ scheint die Autorin von der Annahme auszugehen, daß die Kontingenz der Strukturen der Pfarre es verbieten, daß diese allein aus ihrem übernatürlichen Leben erklärt werden könnten, vielmehr die Suche nach Interdependenzen mit außerpfarrlichen Faktoren miteinzubeziehen sei – wobei hier die Frage erlaubt sei, ob sich die Kontingenz primär auf die Strukturen oder nicht eher auf die Praxis beziehe.

Die Erforschung der Pfarre müsse davon ausgehen, was an ihr sichtbar ist.

Der Studie liegt eine von der Verfasserin intendierte und auch umgesetzte detaillierte, „im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten erschöpfende Auswertung“ vorwiegend archivalischer Quellen zugrunde. Sie lebt von der Konzentration auf das Detail, die nach Auffassung der Autorin Voraussetzung für die geplante integrative Betrachtungsweise sein muß. Der Rezensentin unverständlich bleibt der Satz: „Erst für die rezenten Epochen, zumal das 20. Jahrhundert, kann dieses Konzept aus Gründen, die wegen ihrer engen Verflechtung mit dem Phänomen der Säkularisierung wohl keiner Erklärung bedürfen, nicht mehr konsequent eingehalten werden.“ (S. 21) Besondere Berücksichtigung sollte – als Nachbarwissenschaft der Kirchengeschichte – die Pastoraltheologie finden. Religionssoziologische Ansätze werden nur insoweit für die Arbeit fruchtbar gemacht, als sie sich „im Sinn der Heilsgeschichte die Macht der Gnade anerkennend“, als „Dienerin der Offenbarung“ verstehen. Insoweit sie sich aber auf Istzustände beschränken, die Kirche als Ganzes soziologisch erfassen, Transzendenz leugnen oder den Einzelnen von seiner Verantwortung entlasten wollen, bleiben sie unberücksichtigt. (S. 23)

Mit ihrem zugrundeliegenden Weltbild einer engagiert konservativen Katholikin und ihrem dezidiert heilsgeschichtlichen Ansatz benimmt sich die Autorin vielfältiger Erkenntnismöglichkeiten, nicht nur der Sozialgeschichte, auch der Microhistoire, der Historischen Anthropologie und der

